

Bachmanns Reflexion über Sprache und Gewalt im Erzählungsband *Das dreißigste Jahr*

Barbara AGNESE

Université de Montréal (Canada)

Abstract

The focus of this article is Ingeborg Bachmann's critical and poetic thinking on the relationship between language and violence. The starting point is a commentary of a central passage from the first Frankfurt lecture *Fragen und Scheinfragen* (Questions and Pseudo-Questions, 1959), in which Bachmann describes the writer's attitude to language. Dissatisfaction with and suspicion of language are part of a writer's crisis and at the same time his/her greatest motivation. Next, Bachmann's collection of stories *Das dreißigste Jahr* (The Thirtieth Year, 1961) is presented as a critical analysis of human coexistence and of the social use of language. Bachmann observes and describes the emergence and development of violence from which one cannot escape: language and

violence appear to be intertwined. The characters in two of the stories ("The Thirtieth Year" and "Everything"), who want to escape this violence and language, are analysed through concepts developed by René Girard. According to Girard, the cause of interpersonal conflicts is the "mimetic desire" of people who live in close proximity with one another. Coexistence fosters rivalry, envy, and jealousy. This behaviour is contagious and shared by all members of the group, who repeat it by imitating each other, which leads to rapid escalations of violence.

Keywords: *Ingeborg Bachmann, language, violence, René Girard, Ludwig Wittgenstein, The Thirtieth Year*

(c) Barbara Agnese; barbara.agnese@umontreal.ca

Colloquium: New Philologies, Volume 9, Issue 1-2 (2024), Special Issue: Ingeborg Bachmann und die Philosophie
doi: 10.23963/cnp.2024.9.1.5

Stable URL: <https://colloquium.aau.at/index.php/Colloquium/article/view/201>

This work is licensed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License (CC BY 4.0).

Ich habe Dein Buch gelesen, „das 30. Jahr“, und ich bin davon sehr überzeugt; es ist eines der wenigen standfesten Bücher, die in diesen Jahren erschienen sind. [...] Ich bin besonders darüber glücklich, dass Du es verstanden hast, „ambivalente“ Verhältnisse auf eine präzise und unmissverständliche Art auszudrücken; die wenigsten Leser werden den schwierigen Grad dieser Art von Ausdruck ermessen können.

Walter Höllerer an Ingeborg Bachmann, 21. August 1961¹

1 Verdacht üben – Ethik und Ästhetik

Bachmanns kritisch-poetisches Denken könnte uns als Begleiter zur Seite stehen, und zwar in Form einer Reflexion über die Ordnung der Alltagssprache und über die Ethik unseres Ausdrucks. Auch aber als präzises Nachdenken über den Sprachgebrauch im alltäglichen Leben und über die besondere Beziehung zur Sprache, die ein Schriftsteller, eine Schriftstellerin hat, oder haben kann: 1959 beschreibt Bachmann die nicht greifbare Kluft zwischen einem selbstverständlichen und einem nichtselbstverständlichen Umgang mit der Sprache in einer bekannt gewordenen Passage ihrer ersten Frankfurter Vorlesung:

Wir meinen, wir kennen sie doch alle, die Sprache, wir gehen doch mit ihr um; nur der Schriftsteller nicht, er kann nicht mit ihr umgehen. Sie erschreckt ihn, ist ihm nicht selbstverständlich, sie ist ja auch vor der Literatur da, bewegt und in einem Prozess, zum Gebrauch bestimmt, von dem er keinen Gebrauch machen kann. Sie ist ja für ihn kein unerschöpflicher Materialvorrat, aus dem er sich nehmen kann, ist nicht das soziale Objekt, das ungeteilte Eigentum aller Menschen. Für das, was er will, mit der Sprache will, hat sie sich noch nicht bewährt; er muss im Rahmen der gezogenen Grenzen ihre Zeichen fixieren und sie unter einem Ritual wieder lebendig machen, ihr eine Gangart geben, die sie nirgendwo sonst erhält außer im sprachlichen Kunstwerk. (Bachmann 2005, 263)

¹ Ich bedanke mich bei Renate von Mangoldt, die mir erlaubt hat, dieses Zitat aus einem unveröffentlichten Brief von Walter Höllerer zu verwenden, sowie Heinz Bachmann und Isolde Moser, die mir in Rahmen der Salzburger Ausgabe der Werke Ingeborg Bachmanns Zugang zu den Briefen gewährt haben.

Bachmanns Aussage, dass nur der Schriftsteller mit der Sprache nicht umgehen kann, bedeutet nicht, dass er die alltägliche Sprache aufheben soll, oder dass er eine höhere Ebene der Eigentlichkeit in der Sprache schaffen kann oder muss. Die Sprache darf für Bachmann weder als ein unproblematisches Phänomen (als ein bloßes Instrument), noch als Sublimierung betrachtet werden. Anders ausgedrückt: um neue Fassungskraft im sprachlichen Kunstwerk erreichen zu können müsse der Schreibende auf zweierlei Tätigkeiten verzichten: mit der Sprache umzugehen wie alle anderen Menschen *und* sich auf die Ebene derjenige, die „über das Ontos On reflektieren“ (Bachmann 1984, 241), zu begeben. Einerseits kämpfe er gegen die alltäglichen Misshandlungen der Sprache, andererseits müsse er auch gegen die Herstellung einer „Über-Ordnung“ (Wittgenstein 1989, I, §97; siehe dazu Agnese 1996, insb. 34 und 91), einer Sublimierung, in der Sprache kämpfen. Der Schriftsteller empfinde „Unzulänglichkeit“ und „Schuldgefühle“ gegenüber der Sprache; anders ausgedrückt: alle Konflikte münden für ihn „in den Konflikt mit der Sprache“ (Bachmann 2005, 258, 262). Bachmanns Auffassung nach gehört der Schreibende zu jenen Menschen, die in einer instinktiven Unzufriedenheit mit der Sprache leben; daher spielt das Motiv des Verdachts (Bachmann 2005, 261) gegenüber der Sprache und dessen Verhältnis zur Ästhetik (zum Kunstwerk) in Bachmanns Poetik eine zentrale Rolle: Es ist der Verdacht den verschiedenen, in der Welt vorgefundenen Sprachgebräuchen gegenüber. Auch aber – so könnte es gesehen werden – einer literarischen Gattung gegenüber, in der wir schon „geübt“ sind; so reflektiert Bachmann 1961 bezogen auf Lyrik:

aber Sie müssen sich denken, daß man plötzlich alles dagegen haben kann, gegen jede Metapher, jeden Klang, jeden Zwang, Worte zusammenrücken zu lassen [...]. Ich weiß noch immer wenig über Gedichte, aber zu dem wenigen gehört der Verdacht. Verdächtige dich genug, verdächtige die Worte, die Sprache, [...] vertiefe diesen Verdacht – damit eines Tags, vielleicht, etwas Neues entstehen kann – oder es soll nichts mehr entstehen. (Bachmann 1991, 25)

2 Der Erzählungsband *Das dreißigste Jahr* (1961)

Die sieben Erzählungen, die in *Das dreißigste Jahr* versammelt sind, könnten als ein literarisch-philosophisches Projekt zur Verdächtigung des Sprachgebrauchs und der Sprecher betrachtet werden: Die meisten Figuren in diesem Band haben das Bedürfnis, die Sprache zu verdächtigen und werden mit der Gewalt, die durch den Sprachgebrauch ausgeübt werden kann, konfrontiert.

Als Bachmann 1956 anfängt, an diesen Texten zu arbeiten,² ist sie eine gefeierte Lyrikerin: Ihr zweiter Gedichtband, *Anrufung des Großen Bären*, ist gerade erschienen. In der Zeit der Fertigstellung der Erzählungen entstehen auch, unter anderem, das Hörspiel *Der gute Gott von Manhattan* (1957/1958), die *Frankfurter Vorlesungen – Probleme zeitgenössischer Dichtung* (1959/1960), die poetologische Rede *Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar* (1959) und der Essay *Musik und Dichtung* (1959). Die Erstveröffentlichung des Erzählungsbandes erfolgt im Jahre 1961.

2.1 Sprache und Gewalt

Die Protagonisten im Band *Das dreißigste Jahr* versuchen, sich von der Welt abzuwenden und einer „schlechte[n] Sprache“ zu entgehen, – einer Sprache, die in ihnen nur Fremdheitsgefühle und einen tiefen Verdacht verursacht.

Viele – insbesondere die Hauptfigur in der Titelerzählung – möchten hinter jene Sprache und jenes Leben gehen, die sie als eine „Gaunersprache“ und ein „schlechtes Leben“ erkennen. Ihr gemeinsames Schicksal ist es, das Ende dieses äußersten Versuchs zu erreichen und, oft nach einer tragischen Erfahrung, an dieselbe Welt und dasselbe Leben zurückverwiesen zu werden, jedoch um eine neue Erkenntnis und also einen neuen Sinn für ihre Existenz bereichert.

Ein Aspekt – Keim und Voraussetzung dieser Erzählungen – gewinnt mehr als alle anderen an Bedeutung, nämlich das „schlechte Leben“, die „schlechte Sprache“, der die Protagonisten entkommen möchten.

Bachmanns Ausgangspunkt ist die Gegebenheit der Gewalt und deren Dissimulierung in der vorgefundenen Welt; ihre literarische Reflexion fokussiert auf die Verbindung zwischen Sprache und Gewalt. Wenn sie von der Suche nach einer „neuen Sprache“ und einer „neuen Welt“ spricht, könnte man paraphrasierend erklären: die Suche nach einer Welt jenseits der Gewalt und einer Sprache jenseits der Lüge und der Dissimulierung der Gewalt. Der junge Mann im „Dreißigsten Jahr“ fühlt die Notwendigkeit einer „Entgrenzung“ der Sprache, gerade weil er das stärkste Bedürfnis hat, sich von der Gefangenschaft in Gewalt, von der Sklaverei der gegenseitigen Kränkungen und Betrügereien zu befreien: „Er hätte sich gern außerhalb aufgestellt, über die Grenze hinübergesehen und von dorthin zurück auf sich und die Welt und die Sprache und jede Bedingung. Er wäre gerne mit einer neuen Sprache wiedergekehrt, die getaucht hätte, das erfahrene Geheimnis auszudrücken“ (Bachmann 2020, 41).³

² Die Zeitspanne, in der Bachmann an diesem ersten Erzählungsband arbeitet, erstreckt sich zwischen 1956 und 1961. Vgl. Bachmann 2020, 211–215; 220–228.

³ Diese Passage kann parallel zu Bachmanns Essay *Musik und Dichtung* (1959) gelesen werden, in dem der Weg der Schreibenden zu einer „neuen Sprache“, wie auch in der ersten Frankfurter Vorlesung, als Ver-

Dem Vater in der Erzählung „Alles“ wird plötzlich bewusst

Hier, wo wir stehen, ist die Welt die schlechteste aller Welten. [...] Und ich wußte plötzlich: alles ist eine Frage der Sprache [...] Denn darunter schwelt noch eine Sprache, die reicht bis in die Gesten und Blicke, das Abwickeln der Gedanken und den Gang der Gefühle, und in ihr ist schon all unser Unglück. (Bachmann 2020, 77–78)

In den Erzählungen geht es um die verschiedenen Reaktionen auf die enge Verbindung zwischen Sprache und Gewalt, um die Arten, sie zu dissimulieren, um die Lösungsversuche für das Problem des Sinns des Leidens und der Gewalt.

2.2 Die Erzählung „Das dreißigste Jahr“

Von zentraler Bedeutung in der Titelerzählung ist die erste Begegnung mit Moll, der ersten Erscheinung einer langen „Moll“-Phänomenologie:

Dieses Jahr beginnt schlecht. Er wird inne, daß die Gemeinheit möglich ist und daß sie ihn erreichen kann, ja schon des öfteren ihm nahe gekommen ist, aber diesmal wirft sie sich mit Gewalt über ihn und erstickt ihn. Und es ist ihm plötzlich gewiß, daß diese Gemeinheit eine lange Geschichte haben, sich auswachsen und sein Leben durchziehen wird. Ihre Säure wird ihn immer wieder ätzen, ihn brennen, wenn er nicht mehr darauf gefaßt sein wird. Auf Moll war er nicht gefaßt.

Auf viele Moll muß er sich noch gefaßt machen. (Bachmann 2020, 31)

Die „Gemeinheit“ ist gegeben, niemand bleibt verschont. Diese Erfahrung folgt aus dem gesellschaftlichen Zusammenleben, aus dem Verhältnis zum Anderen und auch aus dem Verhältnis zu sich selbst (insofern dieses Verhältnis soziale Interaktion impliziert).

Hat nicht vor Jahren schon die Unterdrückung, die Bevormundung durch die Netzwerke der Feindschaften und Freundschaften eingesetzt, bald nachdem er sich in die Händel der Gesellschaft hatte verstricken lassen. Hat er nicht, in seiner Mutlosigkeit, seither ein Doppelleben ausgebildet, ein Vielfachleben, um überhaupt noch leben zu können? Betrügt er nicht schon alle und jeden und vielfach sich selber? Eine gute Herkunft hat ihm geschenkt:

hältnis zwischen Suche, Verzicht, Stummheit, Wiederkehr aus dem Schweigen und Rückkehr zur Sprache beschrieben wird: „Wir, befaßt mit der Sprache, haben erfahren, was Sprachlosigkeit und Stummheit sind – unsre, wenn man so will, reinsten Zustände! –, und sind aus dem Niemandsland wiedergekehrt mit Sprache, die wir fortsetzen werden, solange Leben unsre Fortsetzung ist“ (Bachmann 2005, 250).

die Anlage zur Freundlichkeit, zum Vertrauen. Seine gute Sehnsucht ist gewesen: das barbarische Verlangen nach Ungleichheit, höchster Vernunft und Einsicht. Hinzuerworben hat er nur die Erfahrung, daß die Menschen sich an einem vergingen, daß man selbst sich auch an ihnen verging und daß es Augenblicke gibt, in denen man grau wird vor Kränkung – daß jeder gekränkt wird bis in den Tod von den anderen. Und daß sich alle vor dem Tod fürchten, in den allein sie sich retten können vor der ungeheuerlichen Kränkung, die das Leben ist. (Bachmann 2020, 33)

Da Kränkung diesem Leben in der Gesellschaft unausweichlich beigegeben ist, ist es unmöglich sich der Kränkung zu entziehen: das ist der Grund, der die Hauptfigur zu dem Bedürfnis führt, Abstand zu nehmen. Hervorzuheben ist, dass diese Gewalt nicht von einer niederträchtigen Natur unserer Mitmenschen abhängt, sondern von einer Lebensform und den Denk- und Handlungsweisen, die ihr inhärent sind; diese Lebensform könnte Gesellschaft genannt werden, es wäre jedoch zu vordergründig. Wie der junge Mann in der Erzählung „Unter Mördern und Irren“ zu seinem Altersgenossen Fritsch sagt:

Im Bund sind wir nicht, es gibt keinen Bund. Es ist viel schlimmer. Ich denke, daß wir alle miteinander leben müssen und nicht miteinander leben können. In jedem Kopf ist eine Welt und ein Anspruch, der jede andere Welt, jeden anderen Anspruch ausschließt. Aber wir brauchen einander alle, wenn je etwas gut und ganz werden soll. (Bachmann 2020, 110)

Bachmann spielt hier anscheinend auf Kants Einsicht in die „ungesellige Geselligkeit“ des Menschen an; d.h. auf die mit seiner Sozialnatur gegebene Problematik, dass jeder sich über jeden zu erheben sucht, und gleichermaßen durch den anderen anerkannt sein will:

Das Mittel, dessen sich die Natur bedient, die Entwicklung aller ihrer Anlagen zu Stande zu bringen, ist der Antagonismus derselben in der Gesellschaft, so fern dieser doch am Ende die Ursache einer gesetzmäßigen Ordnung derselben wird. Ich verstehe hier unter dem Antagonismus die ungesellige Geselligkeit des Menschen, d.i. den Hang derselben in Gesellschaft zu treten, der doch mit einem durchgängigen Widerstande, welcher diese Gesellschaft beständig zu trennen droht, verbunden ist. Hiezu liegt die Anlage offenbar in der menschlichen Natur. Der Mensch hat eine Neigung [...] getrieben durch Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht, sich einen Rang un-

ter seinen Mitgenossen zu verschaffen, die er nicht wohl leiden, von denen er aber auch nicht lassen kann.⁴ (Kant 1784, Vierter Satz)

3 Der mimetische Wettbewerb als Ursache der Gewalt

Der Kulturanthropologe, Philosoph und Literaturwissenschaftler René Girard (1923–2015) hat Gewalt ins Zentrum seiner philosophisch-anthropologischen Analysen gestellt und zugleich gezeigt, wie Autor:innen (z.B. Stendhal, Flaubert, Proust), durch ihre Romane, Einsicht in die Gewaltmechanismen des Zusammenlebens schaffen und damit zu scharfsinnigen Analytikern des sozialen Lebens werden.⁵ Girard spricht von einem Nachahmungstrieb, von einem unbeherrschbaren mimetischen Wettbewerb (*rivalité mimétique*), einer Rivalität, die Keim von Gewalt in den zwischenmenschlichen Beziehungen ist.

Ursache zwischenmenschlicher Konflikte sei, so Girard, das „nachahmende Begehren“ (*désir mimétique*, mimetisches Begehren) von Menschen, die in engem Kontakt miteinander leben: Dieses Verhalten stifte Rivalität, Neid und Eifersucht, sei ansteckend, werde von allen Mitgliedern der Gruppe mitgetragen, durch das Imitieren des Anderen in Gang gehalten und führe zu raschen Gewalt-Eskalationen.

Genauso wie im überfüllten Zug, in dem der Protagonist der Erzählung „Das dreißigsten Jahr“ sitzt, befindet sich das Individuum im Zentrum eines mimetischen Konflikts mit den anderen, in dem es nicht umhinkann, an der Gewalt teilzunehmen. „Er war wieder mitten unter leibhaftigen Menschen, kämpfte zäh um seine Stellung, um seinen Platz, um sein Leben“ (Bachmann 2020, 59). Die mimetische Rivalität und der Antagonismus regieren sozusagen den Wettkampf, in dem die begehrenden Subjekte versuchen, das eigene Begehren durch andere Menschen zu realisieren, indem sie sich gegenseitig mit allen Mitteln und um jeden Preis ausnützen.

Der in dieser Erzählung verwendete Ausdruck „Gaunersprache“ könnte im Rahmen dieser Gewalt verstanden und so beschrieben werden: eine Sprache, die der mimetischen Rivalität zugehört und als solche Träger der Gewalt ist.

In der Logik des mimetischen Spiels haben alle „Moll“, in all ihren Formen, volle Handlungsfreiheit. Moll stellt eine hundertköpfige Hydra dar, die immer wieder auftaucht und

⁴ Das ist natürlich schon eine Lehre Rousseaus. Zu einem Referat über Kant während Bachmanns Studienzeit siehe u.a. Weigel 1999, 90; zu Kant im Werk Bachmanns siehe u.a. Scholzen 2015, 401–407.

⁵ René Girard. *Mensonge romantique et vérité romanesque*. Paris: Grasset, 1961. Dieses erste Hauptwerk Girards erschien im selben Jahr wie Bachmanns *Das dreißigste Jahr* und wurde erst vierzig Jahre später ins Deutsche übersetzt: *Figuren des Begehrens. Das Selbst und der Andere in der fiktionalen Realität*. Münster: LIT Verlag, 1999. Eine Analyse des ersten Erzählungsbandes Bachmanns u.a. von Girards Opfer-Begriff ausgehend hat Ursula Töller versucht (s. Töller 1998).

der nicht auszuweichen ist: „Wie vermeidet man Moll? [...] Moll wird an allen Ecken und Enden auftauchen, immer wieder“ (Bachmann 2020, 57). Es ist Moll, der dem Protagonisten rät: „Steig bei uns ein!“ und der „die Gaunersprache zur Perfektion“ bringt (Bachmann 2020, 54). Wegen dieser Sprachverwendung entsteht das Verlangen, sich davon zu distanzieren: „Moll, der eine Sprache führt, die ihm Übelkeit verursacht, weil sie ihn glauben machen soll, er habe einmal die gleiche Sprache geführt. Moll, der ihn herausgehauen hat, Moll, der Stärkere, ihn, den Schwächeren“ (Bachmann 2020, 56). Die Gaunersprache ist der Ort des Betrugs, dem man sich auf keinen Fall entziehen kann:

Aber er wußte jetzt, daß er in einem Gefängnis lebte, daß er sich darin einrichten mußte und bald wüten würde und diese einzige verfügbare Gaunersprache würde mitsprechen müssen, um nicht so verlassen zu sein. Er würde seine Suppe auslöffeln müssen und am letzten Tag stolz oder feig sein. (Bachmann 2020, 41)

Diese Sprache ist der Grund, warum man nicht frei sein kann, in keinem Augenblick, sie ist die Sprache, die alle menschlichen Beziehungen regiert. Der Erzählungsband könnte gelesen und gedeutet werden, als stünden alle Figuren unter dem Zeichen der mimetischen Rivalität.

Bereits in dieser Phase ihres Schaffens, vor dem sogenannten *Todesarten*-Projekt und vor dem Roman *Malina*, sieht Bachmann die Möglichkeit der Reproduzierbarkeit der Gewalt in neuen Formen und neuen Systemen und in unseren „friedlichen“ Gesellschaften (d.h. nicht nur im Krieg, sondern im Krieg *und* im sogenannten Frieden)⁶:

Die Schändlichkeit, durch das Fortbestehen der Worte festgehalten, wird dadurch jederzeit wieder möglich gemacht.[“]

„(Keine neue Welt ohne neue Sprache.)“ (Bachmann 2020, 66)

In der Erzählung „Alles“, in der es um ein Kind und deren Sprachentwicklung geht, legt Bachmann die Verknüpfung von Sprache, Nachahmung und Gewalt offen. Angesichts der Geburt des Sohnes fühlt sich der Vater in dieser Erzählung mit einem neuen Wesen konfrontiert: Er glaubt, daß das Kind noch frei sein könne, daß in ihm noch die Möglichkeit lebe, eine reine Sprache zu formen. Die Geburt des Menschseins, die Menschwerdung selbst eröffnet sich vor dem Vater, dem Zuschauer eines anthropologischen Ereignisses. Eben deshalb beobachtet er, erstaunt und ohnmächtig, das unvermeidliche Grö-

⁶ In Bachmanns Roman *Malina* (1971) heißt es: „Malina: Du wirst also nie mehr sagen: Krieg und Frieden. Ich: Nie mehr. Es ist immer Krieg. Hier ist immer Gewalt. Hier ist immer Kampf. Es ist der ewige Krieg“ (Bachmann 1984, 236).

ßerwerden des Kindes, seine allmähliche Einverleibung der Sprache der Gewalt. „Er geriet uns nach. Aber nicht nur Hanna und mir, nein, den Menschen überhaupt“ (Bachmann 2020, 78). In der Reihe von Ereignissen, die das Größerwerden Fipps begleiten, könnte man alle Stadien der Aneignungsmimesis erkennen, die Fipps dazu führt, den Weg aller anderen Menschen zu gehen: „Ich haßte es [das Kind], weil es zu gut verstand, weil ich es schon in allen Fußstapfen sah. [...] Ich gönnte ihm Spiele, aber nicht diese, die ihn hinwiesen auf spätere Spiele. [...] Aber mir fiel nichts ein, und er war nur auf Nachahmung aus“ (Bachmann 2020, 81, 82). Fipps ahmt nach, und da sein Vater schweigt, da sein Vater keine neuen, freien Sätze für ihn zu bilden weiß, ist seine Teilhabe an der Gewalt schon vollendete Tatsache:

Ich aber könnte [...] ihn für ein anderes Leben freimachen [...] Lehr ihn die Wassersprache! [...] Lehr ihn die Steinsprache! [...] Lehr ihn die Blättersprache!

Aber da ich kein Wort aus solchen Sprachen kannte oder fand, nur meine Sprache hatte und nicht über deren Grenze gelangen konnte, trug ich ihn stumm die Wege hinauf und hinunter und wieder heim, wo er lernte, Sätze zu bilden, und in die Falle ging. (Bachmann 2020, 79–80)

Den utopischen Glauben an die Möglichkeit einer Sprache und einer Lebensform, die frei von Gewalt und die im Kinde verkörpert ist, kann Hanna, die Mutter, nicht aufgeben:

Ich glaube, sie dachte keinen Augenblick lang, daß Fipps zu den Menschen „draußen“ gehören werde, daß er wie sie verletzen, beleidigen, übervorteilen, töten könne, daß er auch nur einer Niedrigkeit fähig sein werde, und ich hatte allen Grund, das anzunehmen. Denn das Böse, wie wir es nennen, steckte in dem Kind wie eine Eiterquelle. (Bachmann 2020, 85)

Die Geschichte mit dem Messer, d.h. die Gewalt des Kindes einem anderen Kind gegenüber, bildet Fipps' offiziellen Eintritt in die Gesellschaft der Erwachsenen: „Es war kein Kinderzorn in ihm, sondern unter großer Beherrschung ein sehr feiner, sehr erwachsener Haß. Ein schwieriges Gefühl, in das er niemand hineinsehen ließ, war ihm gelungen, und er war wie zum Menschen geschlagen“ (Bachmann 2020, 90). Betrachten wir den Tod des Kindes als Bestandteil der Logik der Erzählung, so wäre Fipps vom Vater in dessen schuldigem Schweigen geopfert, damit dieser sich vorstellen kann, weitere Kinder in diese Welt zu setzen, ohne den Mythos einer reinen Sprache und einer neuen Welt für sie schaffen zu müssen: „sie sollen kommen, da sein, heranwachsen, werden wie alle andern“ (Bachmann 2020, 93).

Die meisten Protagonist:innen dieses Bandes versuchen, von der vorhandenen Sprache Abstand zu nehmen, und sind unvermeidlich zum Scheitern verurteilt, bis zu dem Zeitpunkt, in dem sie, ohne sich mit der Logik der Gewaltmimesis abzufinden, erkennen, daß die Lösung schon vor ihnen lag und daß eben dies ihr Fehler war: die Lösung an einem anderen Ort gesucht zu haben, durch andere Menschen, durch die Sublimierung einer idealen, von Leiden und Gewalt freien Welt. Auch sie haben zu einer Sprache gegriffen, die jede Wirklichkeit, jeden Sinn und die Existenz des Leidens negierte. Auch sie, wie alle anderen, haben ein metaphysisches Begehren geschaffen, das sich von den Wünschen aller anderen hätte völlig unterscheiden sollen. Auch sie, genau wie alle anderen in einem mimetischen Konflikt gefangen, haben gedacht, ihre Wünsche seien anders, ganz anders als die aller anderen. Auch sie waren fest davon überzeugt, die anderen wollen das Böse, während sie, nur sie, das Gute wollen. Dies ist die Schuld – die aus der Sprache entstandene Schuld – und die Strafe ist: den Rückfall in die Sprache, wie sie sie vorgefunden haben. Sie sind Opfer genau jener Sprache, aus der sie entfliehen wollten.

Der Erzählungsband *Das Dreißigste Jahr* handelt von der „schlechten Sprache“ und ihrer Rolle unter folgenden Aspekten:

1. die Gewalt, die im Zusammenleben am Werk ist (durch die Sprache);
2. die literarische Enthüllung der mimetischen Rivalität;
3. die Beschreibung des verzweifelten Versuchs, sich aus der „mimetischen“ Sprache zu befreien;
4. das Scheitern dieses Versuchs, wonach eine Art Wiederversöhnung mit dem Leben, ein neuer Pakt mit der Sprache und mit sich selbst möglich wird.

Fast jede Erzählung zeigt eine Form des mitmenschlichen Verhaltens oder menschlicher Gemeinschaftsformen, die entlarvt werden sollen. Die Ehe wird, z.B., zum Gegenstand der Enthüllung in „Ein Schritt nach Gomorrha“: sie wird als ein Zustand von Personen erkannt, „der stärker ist als die Individuen, die in ihn eintreten [...], die] Ehe eingehen [...] heißt [daher], in ihre Form eingehen“ (Bachmann 2020, 139, 140). In dieser Erzählung hat die Figur der jungen Mara eine ähnliche Funktion wie die Figur Fipp in „Alles“. Mara verkörpert das Zeichen einer noch freien, noch nicht vollkommen festgesetzten Möglichkeit: „Dieses Geschlecht war niemals festgelegt“ (Bachmann 2020, 141). Auch sie ist ein Wesen, das in die Welt eingeweiht werden muß, nach einem neuen Maßstab, mit einer neuen Sprache, die nicht die der Männer und nicht die der Frauen sein darf (vgl. Bachmann 2020, 145–149).

Es erscheint so, als ob das Leben nur eine „schlechte Sprache“ spreche. Diese Behauptung wird von Bachmann nicht philosophisch gerechtfertigt, sondern zunächst nur als lebensweltlich evidente Tatsache angenommen. Aber im erzählerischen Werk findet die

Demonstration statt: Es ist Kritik an dem „mittleren Wort“ (Bachmann 2020, 191) als dem „faulen“ Kompromiss mit der Sprache, an der Ungenauigkeit und Unrichtigkeit, an der Verdeckung und Verlogenheit der Sprachgebräuche – auch im Sinne Wittgensteins. Es ist der Verdacht gegen die in der Welt vorgefundene Sprache und gegen alle in ihr eingebetteten und von ihr verursachten menschlichen und philosophischen Verwirrungen.

Die Sprachkrise entsteht nicht aus einer theoretischen Unmöglichkeit, z.B. aus der Tatsache, dass keine Entgrenzung der Sprache stattfinden kann, sondern eher aus der Erfahrung, dass in der Sprache alles mit allem vergleichbar ist, wodurch es sich als unmöglich erweist, eine absolute Grenze innerhalb der Sprache ziehen zu können, einen endgültigen Qualitätsunterschied zwischen guter und schlechter Sprache festzulegen. Daher kann die Sprache als Mittel der Gewalt verwendet werden. Aber in der Möglichkeit des Missbrauchs liegt auch die Hoffnung auf Gerechtigkeit sowie die Verpflichtung zum korrekten Sprachgebrauch. Die Praxis gibt den Worten ihre Bedeutung, nicht umgekehrt.

Literatur

- Agnese, Barbara. 1996. *Der Engel der Literatur. Zum philosophischen Vermächtnis Ingeborg Bachmanns*. Wien: Passagen.
- Bachmann, Ingeborg. 1984. *Werke*. Band 3: *Todesarten. Malina und unvollendete Romane*. Hrsg. v. Ch. Koschel, I. von Weidenbaum und C. Münster. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 1991. *Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews*. Hrsg. v. Ch. Koschel und I. von Weidenbaum. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 2005. *Kritische Schriften*. Hrsg. v. M. Albrecht und D. Götsche. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 2020. *Das dreißigste Jahr*. Hrsg. v. R. Svandrlik. Unter Mitarbeit von S. Bengesser und H. Höller. München, Berlin: Piper, Suhrkamp.
- Girard, René. 1961. *Mensonge romantique et vérité romanesque*. Paris: Grasset. [*Figuren des Begehrens. Das Selbst und der Andere in der fiktionalen Realität*, übersetzt von E. Mainberger-Ruh. Mit einem Nachwort von W. Palaver. Münster: LIT 2012].
- Höllerer, Walter an Ingeborg Bachmann, 21. August 1961. Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien.
- Kant, Immanuel. 1977. „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“. In Immanuel Kant. *Werkausgabe*, Band XI, *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, 33–50. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Scholzen, Caroline. 2015. „Die Sprache der Gestirne. Ingeborg Bachmann und Immanuel Kant“. In *Umwege: Annäherungen an Immanuel Kant in Wien, in Österreich und in Osteuropa*, hrsg. v. V. L. Waibe, unter Mitwirkung von M. Brinnich, S. Gerber und P. Schaller, 401–407. Göttingen: V&R Unipress.
- Töller Ursula. 1998. *Erinnern und Erzählen: Studie Zu Ingeborg Bachmanns Erzählband Das Dreißigste Jahr*. Berlin: E. Schmidt.

- Weigel, Sigrid. 1999. *Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses*. Wien: Zsolnay.
- Wittgenstein, Ludwig. 1989. *Philosophische Untersuchungen*. In *Werkausgabe*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.